

**Zeitschrift:** Zürcher Taschenbuch  
**Herausgeber:** Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde  
**Band:** 13 (1890)  
  
**Artikel:** David Hess und Ulrich Hegner : Mittheilungen aus ihrem Briefwechsel in den Jahren 1812 bis 1839 [Schluss]  
**Autor:** Pestalozzi, F.O.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-984867>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 17.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# David Heß und Ulrich Hegner.

Mittheilungen aus ihrem Briefwechsel in den Jahren 1812  
bis 1839.

Herausgegeben von F. D. Pestalozzi.



(Schluß.)

Heß an Hegner <sup>1)</sup>.

Zürich, 8. August 1832.

. . . . . Ich habe  
wenig Arbeitslust und Sitzleder, seit ich mich meiner Füße wieder be-

---

<sup>1)</sup> Die vorjährige Publication des ersten Theiles der Correspondenz hat auf verschiedenen Seiten Aeußerungen des Bedauerns und Tadelns hervorgerufen, daß die Originale vom Herausgeber in übertriebener Discretion zu stark gekürzt worden seien. Diese Bemerkungen sind im Grunde erfreulich als Beweis des lebhaften Interesses, mit welchem dieser Briefwechsel aufgenommen worden ist; sie sind aber, wie versichert werden darf, nicht stichhaltig, und die Herren Recensenten wären bei genauer Kenntniß des ganzen Inhalts der Manuscripte gewiß nicht viel anders verfahren als der Herausgeber. Was irgend für Kunst, Geschichte, Litteratur und das psychologische Studium feiner Charaktere Bedeutung hatte, ist publicirt; weg-

dienen darf, und streiche viel im Freien herum. Doch habe ich eine Biographie von unserm guten, blinden Meyer<sup>1)</sup> für das nächste Neujaarsstück der Künstlergesellschaft angefangen, die mich aber zu weit führt, indem ich seinen ganzen, überaus reichen handschriftlichen Nachlaß bei Handen hatte, in welchem sein ganzes Leben und Wirken von den Knabenjahren an offen vor mir lag. Es erregt ein sonderbares Gefühl, so ungehindert in die innere Welt eines Verstorbenen hineinzublicken. Was mich bei dieser Unternehmung in Verlegenheit setzt, ist der Umstand, daß Meyer, den ich vorzüglich als Künstler darstellen soll, bei aller seiner Liebe zur Kunst und entschieden reiner Intention, eigentlich nichts Bedeutendes darin geleistet, weil er zu spät die technischen Vortheile zu erlernen Gelegenheit fand, und als Mensch weit höher stand. Wenn das Ding einmal aus dem Groben gehobelt ist, so möchte ich dich bitten, mir deinen guten Rath darüber zu ertheilen. . . . .

Zürich, 8. October 1832.

. . . . . Meyer war mir herzlich lieb, ich habe ihn aber nie für einen bedeutenden Künstler halten können, wenn er schon die innere Anlage dazu hatte; hier aber soll er vorzüglich als Künstler geschildert werden. Nach meiner Uezeugung konnte ich seine Kunsterzeugnisse nicht unbedingt loben und mich bloß bestreben, zu zeigen, warum er nicht mehr leisten konnte. Daher

---

gelassen worden ist hingegen nur das, was ohne jegliche Nöthigung verwandtschaftliche Gefühle hätte verletzen oder Empfindlichkeiten wachrufen können, die das Urtheil über die beiden lebenswürdigen Freunde und ihre geistvolle Correspondenz nur getrübt hätten. Jedem seriösen Forscher stehen ja übrigens, wie schon früher erwähnt, die wohlgeordneten Originalien leicht zur Verfügung, und es werden dieselben voraussichtlich auch einst einem öffentlichen Institute zur Aufbewahrung übergeben werden.

J. O. P.

<sup>1)</sup> J. H. Meyer, Kupferstecher, von Zürich, geb. 1755, gest. 1829.

die etwas geschraubte Einleitung; ich wollte lieber damit zuerst heraustrücken, als am Ende, um nicht, was die Franzosen *un éteignoir* heißen, dem Ganzen aufzudrücken. Nun bitte ich dich um den Freundschaftsdienst, diese freilich gar zu flüchtig gesudelte Kladder kritisch zu durchlesen, zu streichen, was du für überflüssig hältst, die vielen Stylnachlässigkeiten zu rügen und nur um der Kürze wegen in das Manuscript hinein anzudeuten, was du anders haben möchtest. Ich werde alles dankbar annehmen, wie ich z. B. am Schluß deine Vergleichung Meyer's mit Nathanael aufgenommen habe, weil sie nach meiner Ansicht mit einem Namen den redlichen Meyer besser charakterisirt als eine lange Umschreibung und Auseinandersetzung. Es ist eine Zumuthung, daß ich dich ersuche *de laver mon linge sale*, wie Meister Arrouet von der schmutzigen Wäsche des Königs von Preußen sagte, die er für ihn bleichen mußte, zumal ich kein großer Friedrich bin, sondern nur ein kleiner David, und du dich auch nicht wirst Arrouet wollen schelten lassen mit seinem *air ricanneur*. Thue das Beste, mein Lieber, sei Geburtshelfer und hebe das Kind aus der Taufe.

Lebe wohl, mein Lieber. Von ganzem Herzen

Dein

D. H.

Hegner an Heß.

Winterthur, 14. October 1832.

Lieber, mit Lust und Freude habe ich deinen Aufsatz über H. Meyer gelesen. Es ist alles darin, was sich über die Lebensgeschichte dieses edelgesinnten Mannes sagen läßt. War M. auch nicht durch seine äußeren Verhältnisse glücklich, so war und blieb er es doch zeitlebens durch das, was allein das Glück festhält, durch sein reines, Gott vertrauendes, menschenliebendes Gemüth.

. . . . .

Du hast mir einmal gesagt, der blinde, lebensmüde Meyer habe sich eine verlorene Schildwache genannt, die stündlich auf Ablösung hoffe. Liege



sich das nicht irgendwo anbringen? Kurz, alles ist nach deiner Art mit Liebe und Wahrheit gesagt. . . . .

Heß an Hegner.

Zürich, 3. Januar 1833.

Herzlichen Dank, mein geliebter Freund, für dein Neujaßrsstück, in dessen historische Daten du wieder in deiner einzigen, unnachahmlichen Art herrliches Salz zu mischen nicht unterlassen. Mit deiner Bonhomie — ich weiß kein deutsches Wort dafür — kannst du alles sagen, was du willst; dein scharfer Hammer trifft den Nagel auf den Kopf, und dennoch kann kein getroffener Nagel und kein getroffener Narr und kein ganzes getroffenes, souveraines Volk dir zürnen, denn du sagst die Wahrheit so anmuthig einfach, ich möchte hinzusehen so kindlich naiv, daß der boshafteste Teufel dazu Beifall lächeln müßte. . . . . Ich möchte wünschen, du würdest wieder ein ganzes Buch — wie Salz — über unsere neue Revolution schreiben.

Hier schicke ich dir meine Biographie Meyer's, die du schon kennst (das von Meyer's Sohn gestochene Portrait des Vaters scheint mir charakteristisch und wohl gelungen) und das Neujaßrsstück der Stadtbibliothek mit Ebel's Biographie, welche Ferdinand Meyer (Staatschreiber und Ex-Regierungsraßh) geschrieben. Ich bin außerordentlich wohl damit zufrieden; es ist das Beste, was bis jetzt von Ebel gesagt worden. Sein Portrait hingegen hat Heinrich Meyer ganz verpfuscht; er ist auf den ersten Blick zu erkennen, aber ganz ohne Geist, ohne Leben, und enthält nichts von Ebel's schönem, alle Herzen gewinnenden Ausdruck.

Daß der alte Füßli<sup>1)</sup> endlich heimgegangen, wirst du wissen. Eigentlich ist er heimgefahren. Wie bei vielen langsam Sterbenden, so war

---

<sup>1)</sup> Ueber Joh. Heinrich Füßli, Prof. und Staatsmann, geb. 1745, siehe den Artikel G. Meyer's von Knorau in der Allg. Deutschen Biographie.

auch bei ihm das Gefühl subjektiver Existenz erloschen, und er sprach von dem alten Obmann Fügli nur wie von einer dritten Person und trug einmal den Seinigen auf, in den Feuermörser zu schicken, um Erkundigung nach dem Manne einzuziehen, der sehr krank und schwach sei. Mehrere Tage vor seinem Ende erkundigte er sich, ob denn die Kutsche noch nicht da sei, er wolle, er müsse verreisen, sie möchten ihn doch nicht länger aufhalten. Am Morgen des letzten Tages bemerkte er, es sei gut, daß endlich angespannt worden; aus Gefälligkeit wolle er noch bis gegen Abend warten, dann aber lasse er sich nicht länger aufhalten. Und wie der Abend gekommen war, „laßt jetzt nur vorfahren, jetzt will ich einsteigen“, legte er sich auf die Seite und fuhr hinweg. . . . .

. . . . .

Zürich, 14. März 1833.

. . . . . Die Zimmermann'schen<sup>1)</sup> Briefe habe ich schon voriges Jahr mit dem größten Interesse gelesen, weil mir das Andenken dieses Mannes unvergeßlich ist. Er war mein väterlicher Freund, und ich blieb, nachdem ich einen Monat lang in täglichem Verkehr mit ihm gestanden, bis an sein Ende, wenn auch nicht durch eigenhändige Briefe, doch mittelbar in Berührung mit ihm. So wenig er und Lavater irgend eine Aehnlichkeit mit einander hatten, so waren doch Beide einander darin gleich, daß der persönliche Umgang mit ihnen alle ihre Schriften weit überwog. Die Eitelkeit, die in Zimmermann's Schriften überall durchblickt, fiel in mündlichen Mittheilungen ganz weg, und ich erkannte sie erst, als ich sie zu lesen begann, nachdem ich ihn persönlich kennen gelernt. . . . .

---

<sup>1)</sup> J. G. Zimmermann's Briefe an einige seiner Freunde in der Schweiz, herausgegeben von Alb. Rengger, Aarau 1830.

Hegner an Heß.

Wintertthur, 20. März 1833.

. . . . . Dank auch für die Neujahrsstücke, die ich richtig erhalten. Der ehrliche Meyer ist gut getroffen und richtig und wohlwollend geschildert.

Auch mir hat Ebel's Biographie wohlgefallen, sie ist mit geschickter Hand ausgeführt und seiner würdig. Sein stark prononcirtes Gesicht ist eines von denen, die mit feinem physiognomischen und Kunstsinne müssen behandelt, um nicht geistlos und massiv zu werden.

Es thäte mir leid, wenn noch über Füssli's armseligen Nachlaß sich Streit erheben sollte. — Soll er denn auch noch nach seinem Tode zerrissen werden! — Du erwähnest seiner Correspondenz; ich glaube, es ließe sich daraus etwas machen. Es sind überhaupt noch manche alte Briefwechsel in Zürich, die über Mitte und Ende des vorigen Jahrhunderts manchen lezenswürdigen politischen und literarischen Aufschluß gäben, Bodmer's, Hirzel's, Gessner's u. s. w. — Neulich anerbote mir Zellweger die Brieffammlung seines Onkels, des seiner Zeit bewunderten Dr. Zellweger aus Trogen, zur Einsicht und allfälligen Bearbeitung, worin Bodmer, Breitinger, Sulzer und sehr viel Mitglieder der damals entstandenen Schinznacher Gesellschaft erscheinen; da ließe sich was machen. O, daß ich jung wäre! . . . . .

Heß an Hegner.

Zürich, 11. Mai 1833.

. . . . . Du hast wohl auch von dem Selbstmorde des Kupferstechers Lips<sup>1)</sup> gehört? Dieser

---

<sup>1)</sup> Joh. Jak. Lips von Zürich, geb. 1790, nicht zu verwechseln mit seinem gleichnamigen Berufsgenossen, dem schon 1817 verstorbenen Heinr. Lips.

unglückliche Mensch ist höchst wahrscheinlich das Opfer eines grenzenlosen Ehrgeizes und Dünkels geworden. Bei mittelmäßigem Talent in seinem Kunstfach, das er immer überschätzt hatte, trieb er eine Menge Aliena, Poesie, Deklamation, spielte vor dem Spiegel Flöte, und wollte, da es ihm mit dem Stichel nicht gelingen wollte, seinen Namen durch Stiftung von Nationaldenkmälern verewigen, mit welchen unausführbaren Projekten er die allgemeine Künstlergesellschaft sowie die partiellen in den verschiedenen Schweizerstädten seit ein paar Jahren verfolgte und quälte. Wie allen Unzufriedenen von irgend einer Art, war ihm die Revolution willkommen; er wurde radikal und hoffte, von seinen neuen Freunden und politischen Glaubensgenossen nun endlich gehoben und auf die ihm gebührende Stelle befördert zu werden. Er bewarb sich um die Lehrstelle als Künstler und Aesthetiker bei der Hochschule — fiel aber durch. Er bewarb sich um die Hand der jüngsten Tochter des . . . . ., die bei ihm zeichnen gelernt hatte und bekam einen Korb. — Noch am 26. April übersandte er dem akademischen Senate der Hochschule das erste Blatt seines Hausaltars (ein Werk, dessen pompöse Ankündigung du gewiß in irgend einer Zeitung wirst gelesen haben) als Grundstein eines Kunstcabinetts für die aufblühende Universität, mit einem zierlich in Poesie und Prosa abgefaßten Schenkungsbriefe und mit der Zusicherung, daß die übrigen Blätter nachfolgen würden. Nun erwartete er unfehlbar zu Ehren gezogen zu werden und eine Einladung zu der Feierlichkeit im großen Münster, sowie zu dem patriotischen Mittagessen im Casino zu erhalten: allein es scheint, der Herr Rektor Oken hatte gar nicht auf seine Sendung geachtet, und es war nicht einmal ein Empfangschein für dieselbe an ihn gelangt. In gespannter Erwartung harrte er am Morgen des Feiertages (am 29. April) auf die Erfüllung seiner Wünsche, fragte noch, als schon die Glocken das Fest einläuteten, ob noch keine Karte für ihn gekommen und verließ, als er sich ganz getäuscht fand, seine Wohnung, begab sich in das Gehölz hinter dem Schloßli auf dem Zürichberge und gab sich da durch Stiche und Hiebe mit einem Schaber den Tod! —

Welche Betrachtungen drängen sich bei einem solchen Ende auf, wo die getäuschte Erwartung einer Einladungskarte das letzte Gränchen auf die verhängnißvolle Waagschale legt! Welch ein Kontrast zwischen diesem Kupferstecher Jakob Lips und seinem Lehrer, dem nüchternen, besonnenen, fleißigen Heinrich Lips, der sich ohne Bombast und ohne ästhetisch sein sollendes Schellengeklengel bloß durch seine Kunst, die er emsig fortbetrieb, einen schönen Namen und ökonomische Unabhängigkeit erwarb!

Ich glaube deswegen nicht in den Fehler alter Leute zu verfallen, welche finden, es sei in ihren frühern Jahren alles besser als jetzt gewesen, wenn ich behaupte, daß die Narrheit noch immer im Wachsen sei und die Menschen vor Uebermuth, Eigendünkel, nie zu sättigendem Ehrgeiz und moralischer Schlechtigkeit mit jedem Tage tiefer sinken. Diese Lumpenwelt wird mir bald ganz zum Ekel! — . . . . .

Zürich, 29. Mai 1833.

Herzlich geliebter Freund! Mit Dank für deinen Brief vom Pfingsttage sende ich dir Züßli's Leben und Schriften, in welchen du viel Interessantes finden wirst. Die Nanna, in welche F. bei seinem letzten Aufenthalt in Zürich so verliebt war, ist die Frau Rathsherr S . . . . ., von deren jetzt eigentlich abschreckender Persönlichkeit wohl Niemand ahnen könnte, daß sie einst auf einen zweiten Michel Angelo solchen Eindruck gemacht hat.

Goethe's Briefe an Lavater, obgleich von meinem Schwager H. herausgegeben, habe ich noch nie zu Gesicht bekommen, will aber trachten, sie mir bald zu verschaffen. Bist du schon vorgerückt mit deiner Schrift über L.? Auf diese bin ich sehr begierig. Gerade du bist einzig geeignet, Lavatern, der bereits fast vergessen ist, rein unparteiisch zu schildern, wie er war, ohne den Enthusiasmus, mit dem seine Jünger und Jüngerinnen ihn bis zum Ekel vergöttern, aber doch in seiner rein menschlichen Liebenswürdigkeit und Schwäche. Hätten wir doch in unsern Tagen solche Männer noch, um dem Schlechten mit der Kraft des Genies entgegen zu wirken! . . . . .

Vor einigen Tagen erst erfuhr ich, daß bei Lips, als er secirt wurde, eine kleine Verknöcherung in der Hirnhaut entdeckt wurde, die auf das Gehirn drückte: Da saß wahrscheinlich der Knoten, der die Halbnarrheit verursachte.

. . . . .

Zürich, 8. Juni 1833.

Du hattest mir kaum den Empfang von Knowles Werk angezeigt, mein theurer Freund, als ich dasselbe schon wieder zurück erhielt. Du hast das Ding kurz abgethan, wahrscheinlich weil du wenig darin gefunden, das dir neu war. Die Aphorismen im dritten Theil, über die du eingeschlafen, mußten dir auch schon bekannt sein, da sie — ich erinnere mich nicht mehr genau wo — in einer deutschen Uebersetzung gedruckt worden, wahrscheinlich bei dem Text zu Umrissen nach Füssli's Zeichnungen, welche unser hiesige gute Füssli, der Kunsthändler, herausgegeben. Es hat doch mitunter einzelne treffliche Stellen darin. Im Ganzen aber vermochte Füssli, obchon ein so selbständiger und aus sich selbst heraus kräftiger Mann, sich doch nicht vor dem Einfluß der Originalitäts- und Genialitäts-Seuche seines Zeitalters zu verwahren, in welchem dergleichen erhabene Orakelsprüche an der Tagesordnung waren. Die deutsche Uebersetzung, die ich im Original gelesen (NB. sie begreift bloß den ersten Theil, nämlich die Lebensbeschreibung), ist wenig verändert und der Uebersetzer hat nur Briefe von Füssli, die er sich hier aus dem Lavaterischen Nachlaß verschaffte, eingerückt. Diese Uebersetzung schien mir noch sehr der Feile zu bedürfen, die der Verfasser anzuwenden Zeit genug hat, denn es scheint, er sei um einen Verleger verlegen, da die Buchhändler und das Publikum jetzt nur politischen Quark verlangen. . . . .

. . . . .

Ich habe mir nun auch Göthe's Briefe an Lavater<sup>1)</sup> angeschafft und

---

<sup>1)</sup> J. W. v. Göthe's Briefe an Lavater, herausgegeben von H. Hirzel. Leipzig 1833.



finde, mein Schwager hätte die Herausgabe derselben unterlassen können, wenigstens zu Lavaters Ehre; denn abgesehen davon, daß eine Menge höchst unbedeutender Gegenstände darin vorkommen, die keinen Menschen mehr interessieren können, so traktirt Göthe, trotz aller Liebe, die er gegen Lavater zur Schau trug, denselben in seiner Grandezza so *de haut en bas*, daß es scheint, er habe nur mit ihm korrespondirt, um allerlei Bestellungen von ihm ausrichten zu lassen, und literarische Säckelchen zu bekommen, über die er sich dann nur lustig macht <sup>1)</sup>). Es ist ein großer Mißbrauch der ohnehin so viel mißbrauchten Presse, daß aller Rehricht aus den Schubladen berühmter Männer zusammengetragen und dem Publikum angetischt wird. Dieser Mißbrauch wird zur Folge haben, daß Mancher vor seinem Tode Vieles verbrennt, was doch für seine Freunde und Nachkommen höchst interessant wäre, aber nur nicht vor das Publikum gehört. Mein Nefte sagte mir, es müsse bei dir noch einer der letzten Briefe von Göthe an Lavater sich befinden, der Aufschluß über die Mißheiligkeiten geben könne, die beide Männer in den 80er Jahren auseinander gebracht; mein verstorbener Schwager habe sich noch deswegen an dich wenden wollen, um diesen Brief zu erhalten und der Sammlung beizufügen, sei aber durch seine Krankheit daran verhindert worden. . . . .

Hegner an Heß.

Ohne Datum.

. . . . .  
Hast du Lust, Matthiissons nachgelassene Korrespondenz zu lesen, so steht sie dir zu Diensten, er besaß die Höflichkeit der Liebe mehr, als die Liebe selbst. — Unterhaltender ist Göthe's und Zelter's Briefwechsel.

---

<sup>1)</sup> Tagebuch-Notiz Hegner's vom 9. Juni: „Brief von Heß über Göthes Briefe an Lavater, aber nicht tief genug eindringend und auffassend. Er läßt sich zu sehr stimmen und bleibt der Stimmung getreu.“

Wie geht es mit deiner und Frau Heß Gesundheit? Ich bin das ganze Jahr ohne Arzt und Arznei gesund geblieben. Nur meine Beine werden unsicher. Mein Wandel zieht sich immer mehr in die Beschränkung zurück.

Meine Ruhe ist in *Angello cum libello*<sup>1)</sup>, wie Thomas a Kempis sie fand und Montaigne sie wünschte. . . . .

Heß an Hegner.

Zürich, 5. Mai 1834.

Ich hatte zum Theil deinen Abschlag erwartet, mein theurer Freund, als ich den Auftrag erfüllte, dich vorläufig zu fragen, ob du dich entschließen könntest, als Experter die Kunstsammlung der Basler Universität zu schätzen, im Falle eine solche Schätzung verlangt würde<sup>2)</sup>. Deine Gründe der Ablehnung sind so beschaffen, daß sich nichts dagegen einwenden läßt; zu bedauern aber ist es, daß du nicht eintreten kannst, denn du wärest, wie kein Anderer, der Mann gewesen, sowohl rathend als vermittelnd zur Erhaltung dieser Kunstschätze zu helfen. Kenner wären die beiden Männer, auf die du gedeutet, allerdings, aber den Verhältnissen fremd, daher nicht auf sie reflektirt wurde. Schorn<sup>3)</sup> ist zu weit entfernt und von Sulp. Boisseree<sup>4)</sup> wurde besorgt, er möchte

---

<sup>1)</sup> *Nullibi quies, præterquam in angulo cum libro.* Nirgends finde ich mehr Ruhe der Seele als in einer stillen Ecke mit einem Buch. Thomas a Kempis. Vergl. das hübsche Gedicht von J. R. Wß d. J. zu diesem Text in den Alpenrosen für 1824.

<sup>2)</sup> In der Ausscheidungsangelegenheit zwischen Baselfstadt und Baselland.

<sup>3)</sup> Dr. Ludwig von Schorn, der langjährige Redaktor des von Cotta als Beilage zum Morgenblatt herausgegebenen Kunstblattes.

<sup>4)</sup> Sulpice Boisseree, mit seinem Bruder Melchior hochverdient um die Wiedererweckung des Verständnisses der gothischen Architektur und der alt-niederländischen Kunst. Siehe allgem. deutsche Biographie.



etwa darauf hinarbeiten, die Holbeinischen Gemälde und namentlich die Passion, feil zu machen, sei es für den König von Bayern oder für Spekulation auf eigene Rechnung.

Ich war jüngst vom 15. bis 22. April in Basel, um meinen neugeborenen Enkel aus der Taufe zu heben, der beiläufig gesagt, so groß und stark ist, daß er sich gegen den Geistlichen mit den Füßen ganz tüchtig anstemmte, als er ihn auf dem Arme hielt. Meine Tochter Marie aber erholt sich nur sehr langsam von ihrem Wochenbett.

Während ich dort war, langte vom Schiedsgericht in Aarau die Aufforderung an, wenn schon noch nicht entschieden ist, daß die Pendenzen der Universität in die Theilung fallen sollen, innerhalb zehn Tagen die Experten zur Schätzung zu nennen, deren jede der Parteien sechs aufstellen soll, nämlich zwei für die Bibliothek, zwei für die naturwissenschaftlichen Gegenstände und zwei für die Kunstfachen. Um nun bei so kurz zugemessener Zeit möglichst schnell an's Ziel zu gelangen, wurden Dr. De Wette und mein Tochtermann, Rathschreiber Burkhardt, abgeordnet, in verschiedene Schweizerstädte zu reisen, um die Experten anzuwerben. Sie wandten sich zuerst nach Zürich, wohin ich mit ihnen zurückreiste. Sie hatten vorzüglich den Hofrath Horner im Auge, sowohl für die naturwissenschaftlichen, als für die Kunstgegenstände. Das erste nahm er sogleich an; das zweite hingegen lehnte er beharrlich ab, weil er sich dabei auf keinem eigenthümlichen Feld behaupten zu können glaubte. Nun wurde Ludwig Vogel angegangen, der aber durchaus nichts mit der Sache zu thun haben wollte, indem er betheuerte, sein Gewissen erlaube ihm ebenso wenig, die ihm so theuern Holbeinischen Gemälde unter ihrem wahren hohen Werth zu schätzen, als durch eine gewissenhafte Schätzung die rechtmäßigen Eigenthümer derselben vielleicht in den Fall zu bringen, dieses ihr Eigenthum mit ungeheuren Opfern neuerdings kaufen zu müssen. Er ließ sich durchaus nicht von dieser Idee abbringen. Nachdem die Abgeordneten noch Herrn Kirchenrath Salomon Bögeli (Verfasser des alten Zürich) und Professor Jb. Horner (Sohn des sel. Inspektors) für die Bibliothek angeworben, begaben sie sich nach Bern,

wo sich Sigmund Wagner für das Kunstfach und Professor Studer für das naturwissenschaftliche finden ließen. Der zweite Experte für die Kunstfachen ist bis jetzt noch nicht gefunden; es werden noch Berichte von Freiburg und Karlsruhe erwartet, und wenn diese nicht befriedigend wären, könnte vielleicht an den hiesigen Maler Wilhelm Huber gedacht werden. Die Wahl der Experten für die Gemälde ist die schwierigste von allen, weil diese Gegenstände, streng genommen, einen schwankenden und bloß relativen Werth haben und es sich weniger darum handelt, den Goldwerth, welchen sie auf einer Auktion in London oder München haben könnten, auszumitteln, als vielmehr einen den Verhältnissen nach billigen Auskauf von der beabsichtigten Brandschätzung durch Unterhandlung einzuleiten. Wen die Viestaler ernannt haben, ist noch nicht bekannt; es heißt Professor Drell für die Bibliothek und Wilhelm Füssli, den Vereinspräsident in Zürich, vielleicht auch Disteli für die Kunst. Ich habe in Basel den sogenannten Kirchenschatz gesehen, der auch in die Theilung fallen soll. Der Metallwerth desselben mag sich beiläufig auf 18,000 Franken belaufen. Es sind Stücke von hohem Alterthum und einige Monstranzen im schönsten gothischen Styl dabei, die von großem Kunstwerth sind. Unser sel. Freund, der Deputat Huber, hatte sie kurz vor der Revolution aus dem Gewölbe des Münsters, wo sie seit der Reformation aufbewahrt blieben, ans Licht gezogen, um sie unter seinen Augen reinigen und dann im Rathhause unterbringen zu lassen. Wäre der Ehrenmann noch am Leben, ich glaube, er würde sich erst zu Tod ärgern, wenn diese Gegenstände, auf die er einen hohen Werth setzte, in den Schmelztiegel der Viestaler fallen sollten.

. . . . .

Heß an Hegner.

Zürich, 26. März 1835.

Mayr's<sup>1)</sup> Reise in's Engadin mitten im Winter war ein Genie-

---

<sup>1)</sup> Joh. Heinrich Mayr von Arbon, der gemeinsame Freund der beiden Korrespondenten, machte zum Zweck der Erweiterung seiner Handelsbeziehungen

streich nach seiner Art, der ihm aber zum Glück nicht übel bekommen ist. Seine Beschreibung derselben ist so originell als Alles, was er treibt, und bloß ein Bruchstück seiner Biographie voller Kuriositäten. Er kann nun einmal nichts machen, wie andere Leute, sonst hätte er sich mit einem rechten Paß versehen und wäre, statt an der lombardischen Grenze abgewiesen zu werden, nach Neapel gelangt, wo er für seine doch immer bedrohte Gesundheit die beste Luft gefunden hätte. Allein er ist dermaßen eifersüchtig auf seine Freiheit, daß er schon besorgen würde, sich zu binden, wenn er auf einem Paßbureau sagen müßte, er wolle nach Italien, und nichts macht ihm größeren Spaß, als seinen Freunden, wenn sie meinen, er sei im Westen, plötzlich und unerwartet berichten zu können, er sei im Osten. Durch lange Gewohnheit, immer zu reisen, ist er ein Nomade geworden, der er es selten länger als ein paar Wochen am nämlichen Ort aushalten kann. Unlängst ist er uns hier abhanden gekommen und dann bei Appenzeller in Biel aufgetaucht, dann aber auch wieder von heut auf morgen entlaufen. Ob er über Zürich oder auf einem Umweg nach Arbon zurückkehren wird, weiß er wahrscheinlich selbst nicht. Bei allen seinen Sonderbarkeiten und Whims ist er im tiefsten Grunde seines Gemüthes einer der edelsten Menschen, der unendlich viel Gutes gethan, beinahe aber überall mit schnödem Undank belohnt wurde.

. . . . .

Hegner an Heß.

Winterthur, 11. April 1835.

Wer könnte aufhören, wenn er einmal den Ghiberti<sup>1)</sup> angefangen

---

in den Jahren 1812—1814 eine an Abenteuern reiche Reise nach dem Orient und veröffentlichte auf Veranlassung von Pfarrer Appenzeller seine originellen Reisetagebücher unter dem Titel: Schicksale eines Schweizers während seiner Reise nach Jerusalem und dem Libanon. St. Gallen 1815. Heß gedachte die Lebensbeschreibung seines Freundes herauszugeben, brachte die Arbeit aber leider nicht zum Abschluß.

<sup>1)</sup> Chronik seiner Vaterstadt Florenz.

hat! Ich las das Buch in einem Zug. Ein plutarchischer Geist. Mit dieser leichten lieblichen und doch das Innere durchschauenden Hingebung (*abandon*) müssen Menschengeschichten erzählt werden. Wie viel bleibender und den Geist nährenden (wenn auch nicht historisch unterrichtender) ist diese Manier als eine methodisch geordnete und mit weitläufigen Belegen begleitete und so oft unwahre Geschichtsschreibung. Was für wackere, ächt bürgerliche künstliche Männer und große Köpfe waren diese Florentiner!

Deine Schilderung Mayr's ist ein Meisterstück von Menschenkenntniß und Wahrheit, die Lavater selbst nicht besser gemalt hätte. . . . .

Heß an Hegner.

Zürich, 20. Mai 1835.

Es war für mich eine große Freude, mein herzlich geliebter, edler Freund, einen Abend neben dir zu sitzen, dich sprechen zu hören und mich zu überzeugen, daß du noch immer der Mächtige bist, in innerem thätigen, geistigen Leben. Allein im Lauf der Unterredung bin ich eigentlich erschrocken, als von dem neuen Wein die Rede war und du beiläufig geäußert, du gebrauchest denselben als gewöhnlichen Tischwein.

Ich glaube dir mitgetheilt zu haben, was Schönlein über die gefährliche Behemenz dieses Weines, so lang er noch jung ist, vor seiner Abreise warnend ausgesprochen, und dich auch erinnert zu haben, was du mir selber über die frühern Wirkungen des Eifers bemerkt hattest, es schien mir aber, du habest meinen Eifer übersehen, und überhaupt auf diesen Gegenstand keine besondere Rücksicht genommen. Seither beschäftigt und plagt mich der Gedanke, daß du vierunddreißiger, wenn auch mäßig, wie du in Allem bist, trinkst und dich vielleicht mit dieser Gottesgabe — vergiftest. Lache mich über meine hypochondrische Angstlichkeit nicht aus, und wenn sie auch zu weit getrieben wäre, so verzeihe mir, wenn ich mir nicht versagen kann, dich noch einmal an ein Gespräch zu erinnern, das du vielleicht vergessen hast. Vor etwa 10 Jahren

kamst du zufällig auf die apoplektische Anwandlung zu sprechen, die dich früher in Zürich getroffen, und wie du auch nicht die mindeste Folge mehr davon spüretest. Dann fügtest du hinzu, nach langem Nachdenken, wodurch dieser Ueberfall veranlaßt worden sein möge, hättest du dich überzeugt, es sei eine Folge des Elferweins gewesen, den du schon vom Jahr 1812 an zu deinem gewöhnlichen Tischwein gewählt, und siehest darin noch mehr bestärkt worden durch den Umstand, daß um die nämliche Zeit, wo du den Zufall gehabt, mehrere Männer in Winterthur am Schlage gestorben, von welchen sich dann bei näherer Erkundigung gezeigt, daß sie alle Besitzer von Weinbergen gewesen und ihren Elfer auch noch neu zu ihrem gewöhnlichen Tischweine gebraucht, worüber wir dann noch allerlei bemerkten. Dieses Gespräches erinnere ich mich noch, als wäre es gestern erst gehalten worden. Nun ist aber der lektjährige Wein noch vehementer als der Elfer; er hat die sonderbare Eigenschaft, daß das geringste Quantum desselben, wenn es auch noch nicht berauscht, doch die Gehirnnerven sonderbar afficirt und Congestionen nach dem Kopfe mit Schwindel verursacht. Eine Menge Beispiele sind mir bekannt, wie ein Glas oder zwei dieses Weines Leuten von verschiedenen Jahren schlimm mitgespielt hat, von Erzeissen nicht zu sprechen, die bei dir nicht in Anschlag kommen. Doch kann ich mich nicht enthalten, dessen zu erwähnen, was mir vor ein paar Tagen ein Reisender aus Württemberg erzählte. Ein Bekannter von ihm, der sonst kein starker Trinker war und sich in der Regel nie zu berauschen pflegte, ließ sich durch den angenehmen Geschmack des neuen Neckarweines, der ohnehin geistig ist, verleiten, ein ungewöhnliches Quantum davon zu sich zu nehmen und zwar innerhalb einer einzigen Stunde. Die erste Folge dieses Trinkens war ein ungeheurer Rausch; die zweite, wie der Berauschte sich zu Bette legen wollte, war ein plötzlicher Tod, der ihm die Rede abschchnitt, als er sich lassend über Schmerz im Magen beklagte. Bei der Sektion zeigte sich, daß der Magen geborsten war. —

Wenn ich nun diesen vorzüglichen Wein, so lang er noch neu ist, für ein Gift halte, das nur Roßnaturen und Leute, die im Freien an-

gestrengt arbeiten, vielleicht ohne Nachtheil vertragen, so kann es mich eigentlich plagen, zu denken, daß du lieber Siebenziger, der du viel sitzt und in geistiger Anschauung dich beschäftigst, was ohnehin die Säfte nach dem Kopfe leitet, dich bei deinem bescheidenen Spitzgläschen neuen Weines allmählig vergiften und dir wieder einen nervösen Ueberfall bereiten könntest. Ich bitte, ich beschwöre dich, trinke doch nicht mehr von deinem neuen Weine, du hast ja guten alten im Ueberfluß. Werde alt, bis auch dein neuer Wein seine betäubende Kraft in wahres Lebensöl verwandelt hat und dir nicht mehr schaden kann. Dann möge er dich stärken und begeistern! . . . . .

Unsern Ludwig Vogel habe ich gestern beschäftigt gefunden, ein schon längst angefangenes Gemälde, die Schlacht von Murten, fertig zu machen, wahrscheinlich für die Ausstellung. Ohne seinen historischen Bildern zu nahe zu treten, sprechen mich doch seine Genrebilder weit mehr an, obgleich er selbst auf jene einen höhern Werth setzt. Dann bedaure ich doch, daß er nicht lieber an seinem Zwingli bleibt und diesen endlich einmal vollendet. Ueberhaupt wird er vor lauter Ideenreichtum nie fertig und das zum Theil auch, weil er die Vollendung auf's äußerste treibt und nicht zufrieden ist, bis er in's Grelle fällt, das ihn dann aber doch wieder verdrießt. Er ist ein ausgezeichneter Künstler, voll Schöpfungskraft und überschwänglichen Reichthums. Ich möchte ihn einem Schriftsteller vergleichen, dessen Conceptionen in frischer Fülle hervorquellen, dessen Hand aber im Schreiben nicht Schritt hält, und der einen fingerfertigen Sekretär haben muß, der mit freien, sichern und schönen Zügen sogleich aufzeichnen könnte, was er ihm diktirt.

. . . . .

Hegner an Heß.

Winterthur, 26. Mai 1835.

Du bist mein lieber, treuer Freund, daß du dich meiner Gesundheit so besorgt annimmst, und ich beeile mich, sogleich zu antworten, da-



mit, wenn ich etwa sterben sollte, es nicht heiße, ich sei vergeblich gewarnt worden.

Die Sache ist aber so gefährlich nicht, daß man von „Vergiftung“ reden sollte, oder daß ich eine Kofznatur haben muß, um das Bischen neuen Wein, das ich trinke, zu vertragen. Ich bin dieses Weines von Jugend auf gewöhnt und habe lange keinen bessern Winter gehabt, als seit ich ihn trinke. Zuviel ist freilich ungesund, das ist eben nicht mein Fehler. Selbst ein Mediziner und ein Greis sollte ich doch wissen, was für mich ist und nicht. Medizinische Räsonnements, besonders wenn sie von einer gewissen Seite herkommen, sind Vorurtheile; Erfahrung allein ist Lehre. — Wenn ich 1815 oder 1816 eine apoplektische Anwandlung wirklich gehabt habe, so konnte sie keine Folge des Eilers sein, der damals ja nicht mehr neu war; auch trank ich jene Zeit in Zürich nur von euerem Getränke, mit dem mich mein sorglicher Hauswirth damals bediente. Du führest Exempel vom Hörensagen an!? Rathsherr Sulzer kam mit einem Schlagfluß todt von Zürich zurück, wahrlich nicht vom Winterthurer-Wein. Hanhart fiel todt auf die Straße nieder, auch nicht vom Wein, den er nicht liebte. Nervenaffection, Congestionen dem Kopfe nach, diese Sprache kenne ich gar nicht. Noch Vieles könnte ich entgegen, doch wir schreiben keine gegenseitigen Disputationen über guten und sauren Wein. —

Nimm also, liebster Freund, meinen herzlichsten Dank an für deine gute Meinung. Aber laß mir meine alte Gewohnheit und die nicht mehr jugendliche, sondern gereifte Ueberlegung. Setze dich selbst über vorgefaßte Meinungen hinweg und trinke, wenn du klug bist, von deinem alten Markgräfler, wohl bekomm's!

Ueber Vogel hätte ich gerne noch mit dir gesprochen, um manches zu sagen, bin aber jetzt verstimmt, also ein andermal.

Mit Liebe und Freundschaft.

Dein U. S.

Zürich, Samstag 30. Mai 1835.

. . . . . Hier noch, um das  
Papier auszufüllen, ein Schwanke, der mir jüngst zu Gesichte kam.



Es galt eine große Wette zwischen zwei jungen deutschen Belletristen, ob es der Reinheit der Sprache angemessen sei, „geessen“ oder „gegessen“ zu sagen und zu schreiben. Der eine behauptete, der Wohlaut erfordere zwischen zwei Vokalen ein g einzuschieben; der andere bemerkte, das könnte Mißverständnisse bewirken. Adelung's Wörterbuch wurde als Schiedsrichter angerufen und entschied für „gegessen“. Der Verlierende zahlte die Wette und wickelte das Bußgeld in ein Papier, auf das er Folgendes geschrieben:

Ich habe mich kläglich gegirret;  
Ich finde mich tüchtig gegäffet,  
Das hätte ich niemals gegahnt!  
Es hat sich die Sprache geändert,  
Sie hat das Gemeine gegabelt,  
Und setzt für geessen — gegessen!  
D'rum sei Dir die Gabe gegopfert,  
Nach der Du die Lippen gegöffnet.  
So sind nun die Berge gegebenet,  
So ward mir das Schiffchen gegentert  
So hast Du die Lorbeern gegerntet,  
Es haben die Ochsen gegackert,  
Die Söhne die Väter gegerbet,  
Jetzt ist die Geschichte gegendet!

Zürich, 21. Juli 1835.

. . . . . Es ist schade, daß du unsere Ausstellung nicht gesehen. Unter vielen andern waren zwei Bilder allein eine Reise nach Zürich werth. Das eine von Hitz<sup>1)</sup> in München gemalte Portrait seiner schönen Frau, der Tochter Hanhardt's, die du gewiß kennst, dürfte neben manchem Van Dyk stehen. Es war

---

<sup>1)</sup> Conr. Hitz von Langnau, geb. 1798, gest. 1866. Vgl. das Neujahrsblatt der R. G. f. 1868.

voriges Jahr schon in München ausgestellt und hat ihm seither so viel Bestellungen verschafft, daß er bald so viel Arbeit dort hat, wie der Hofmaler Stieler. In den letzten Tagen kamen zwei durchreisende Münchener auf unsere Ausstellung, wo sie sich freuten, dieses Meisterstück wieder zu sehen. Sie erzählten dabei, alle Frauenzimmer in München wollten jetzt von Hiß gemalt sein, in der Hoffnung, er werde sie so schön wie seine Frau darstellen. Bei diesem Bilde hat wirklich Liebe den Pinsel geführt. Das andere Bild von Zeller in Rom<sup>1)</sup> kam erst nach Eröffnung der Ausstellung hier an. Es stellt eine Gruppe Landleute dar, die bei einem Hirten in der Campagna auf ihrem Heimweg in den Bergen verweilen<sup>2)</sup>. Die Vorstellung ist so lebendig, daß ich mir eine ganze Idylle dabei denke. . . . . Es ist eigentlich preiswürdig, daß der junge Mann, der bedeutendes Vermögen zu erwarten hat und jetzt schon unabhängig ist, den Seidenhandel aufgegeben, um bessere Seide an der Kunstfunkt zu spinnen. Ueber dem kurzen Aufenthalt in Rom hat sein Talent sich auffallend schnell entwickelt; er ist der Liebling von Horace Bernet geworden, der ihn mit sich nach Paris nehmen wollte, was Zeller aber weislich abgelehnt hat. — In der Composition dieses charakteristischen Bildes weht Robert's Geist, nur ist es fester gemalt. Fährt Zeller so fort, so kann Robert<sup>3)</sup>, dessen Verlust für die Kunst noch nicht verschmerzt ist, in ihm wieder auferstehen. —

Ich habe jetzt auch lebendige Idyllenbilder um mich her. Die Enkelchen staffiren meine Gärten gar erfreulich! Wenn nur die Tagelagerung recht langweilig wird und sich bis in den September hinaus-

---

<sup>1)</sup> Joh. Conr. Zeller von Hirslanden, geb. 1807, gest. 1856. Vgl. das Neujahrsblatt der R. G. f. 1857.

<sup>2)</sup> Das Bild befindet sich in der Sammlung der Künstlergesellschaft.

<sup>3)</sup> Leopold Robert, der große Neuenburger-Maler, welcher sich am 20. März 1835 in einem Anfall von Schwermuth das Leben genommen hatte.

dehnt, damit Mutter und Kinder noch lange bei uns bleiben, während Burkhardt in Bern leeres Stroh driecht.

. . . . .

Zürich, 14. Oktober 1835.

Vielen Dank, mein theurer Freund, für die Mittheilung des Buches, das du mir durch Wackernagel<sup>1)</sup> zum Durchlesen geschickt hast. Es freute mich auch sehr, durch ihn zu vernehmen, daß du gesund und munter bist. Da er bei dir in Gesellschaft von Bluntschli war und nur für eine Stunde, so hast du ihn wohl noch nicht näher kennen gelernt, was sich der Mühe lohnt, denn er ist ein tüchtiger, kräftiger Mann, ein Nagel von gutem Metall, der das wissenschaftliche Gebälk der Basler-Universität wacker zusammenhalten wird. Es ist unglaublich, in welcher Thätigkeit sich derselbe immer fortbewegt. Letzten Sommer gab er ein altdeutsches Lesebuch heraus und läßt jetzt den zweiten Band davon drucken, der die neuen Dichter enthält. Als Einleitungsprogramm zur Universitätsfeier schrieb er jüngst eine Abhandlung über die altdeutschen Handschriften auf der Basler Bibliothek mit Proben aus denselben, und arbeitet an Anmerkungen und Erklärungen zu einer Ausgabe der Germania von Tacitus von Professor Gerlach, sowie noch an Anderem; Alles neben seinen Vorlesungen an der Universität und am Pädagogium. Er hat ein besonderes Talent, den Trieb nach Wissenschaft bei jüngern Leuten aufzuregen, und alle seine Schüler hängen mit Liebe an ihm. Den Beweis eines edlen Herzens gab er voriges Jahr, indem er einem jüngern Basler, Namens Bruggner, der Anlage zur Poesie zeigte, aber das Unglück hatte, in Folge einer Krankheit verrückt zu werden, viel Zeit widmete und sich seiner wie ein Vater annahm. Als er vernahm, daß

---

<sup>1)</sup> Prof. Karl Heinr. Wilh. Wackernagel, geb. in Berlin 1806, gest. in Basel 1869. Einen Band Gedichte des trefflichen und begabten Mannes, gab 1872 sein Freund, Prof. Sal. Bögelin, Vater heraus.

der unglückliche Jüngling bei einem Arzt im Markgrafenland übel versorgt sei und so mißhandelt werde, daß sein Zustand dadurch verschlimmert worden, wandte er alle seine Beredsamkeit bei den Eltern an, daß sie ihn von da wegnähmen, reiste selbst hinab, um ihn abzuholen, mittelste ihm eine Wohnung in seiner Nähe aus, um desto leichter mit ihm zusammen zu kommen und auf ihn einzuwirken, machte mitten im Winter eine Fußreise mit ihm, um ihn zu zerstreuen und ließ nicht ab, bis Bruggner sich einigermaßen erholt hatte, was aber zu seinem Bedauern nicht lange anhielt, als er wieder zu seinen gewöhnlichen Beschäftigungen hätte zurückkehren sollen. Solche Wirksamkeit ist Segen und hat Wackernagel die allgemeine Achtung in Basel erworben. Sein und seiner Freunde Unternehmen, ein poetisches Taschenbuch<sup>1)</sup>, etwa wie die Alpenrosen waren, herauszugeben und wozu er auch dich um Beiträge angesprochen, auf die er zählt und auf die er sich freut, ist wohlgemeint, scheint aber noch nicht ganz zeitgemäß, wie wohl es gut wäre, wenn allmählig das vermaledeite politische Geschreibsel durch ästhetische Produktionen verdrängt werden könnte; allein ob das Publikum schon jetzt für so was wieder die nöthige Empfänglichkeit haben werde, scheint mir noch problematisch. Es kommt dabei Alles drauf an, daß lauter gediegene Sachen zusammengebracht werden können; aber ich traue einigen mir bekannten Leuten, wozu du freilich nicht gehörst, die Fähigkeit nicht zu, sich so einzustellen, wie es für diesen Zweck unerläßlich wäre, da dieselben in der Weihnachtsgabe für die Wasserbeschädigten, wo sich bloß Wackernagel und Hagenbach auszeichneten, wenig Erbauliches vorbrachten. Müssen sie in Deutschland Succurs suchen, so werden von dorthier Seifenblasen herüberschwimmen. Die politische Zeit hat überall die poetische verdrängt. —

Die Briefe deutscher Schöngelster, aus jener vorübergezogenen Cul-

---

<sup>1)</sup> Die „Weihnachtsgaben“ erschienen 1834, 1839, 1840 und 1842.

minationsperiode, an Merf<sup>1)</sup> lese ich mit besonderem Vergnügen. Wenn ich ein solches Buch in die Hand nehme, ärgere ich mich zuerst, daß die vertraulichen Mittheilungen solcher Männer untereinander, die nicht ahnten, daß, was sie Geheimes dem Papier anvertrauten, gedruckt werden könnte, der großen rohen Masse preisgegeben werden. Dann aber bin ich doch froh, selbst hineinblicken und sehen zu können, wie die Heroen, die sich bei dem Publikum nur im Bratenrock, von dem jedes Stäubchen bestmöglichst abgebürstet worden, im Schlafrock gebärdeten. Wie viel liebenswürdige Schwachheiten, wie viel einzelne Gedankenblitze, aber auch wie viel Eitelkeit, wie viel Empfindlichkeit, dann wieder Edelmuth und Treuherzigkeit tritt da an's Tageslicht! Dann ist es auch der Mühe werth, die Maschinerie aufgedeckt zu finden, aus welcher die bedeutenden vollendeten Werke jener Zeit hervortraten, wie einer dem andern nachhalf, einer sich des andern bediente, um hie und da eine Lücke auszufüllen, und wie selbst befreundete einander weh thaten, andere dagegen dem Gegner volle Gerechtigkeit widerfahren ließen. Ueberall, so weit ich bis jetzt gekommen, zeigt Göthe sich vor allen andern als ungezogen, hochfahrend, nachlässig und herb. Wenn er nicht im persönlichen Verkehr mit seinen Freunden eine Liebenswürdigkeit entfaltete, die sich aus seinen hingeworfenen Wischen gar nicht ahnen läßt, so ist es kaum erklärbar, daß nicht alle, trotz seines großen und vielseitigen Talentes, von ihm als Mensch abfielen. Und diese alle, nachdem sie ihre Evangelien gepredigt und Jünger gewonnen, von welchen viele sie zu kreuzigen mit halfen, sind hinabgefahren „zu der Hölle“ der Vergessenheit, und nur wenige sind am dritten Tage auferstanden von den Todten, um fortan zu leben in unserer neuen Zeit, die ganz andern Götzen opfert. Wenn ich sehe, wie so viele treffliche Werke jener Epoche bestäubt in den Bib-

---

<sup>1)</sup> Briefe an Joh. Heinr. Merf von Göthe, Herder, Wieland und andern. Mit Merf's biographischer Skizze herausgegeben von R. Wagner. Darmstadt. 1835

liotheken stehen und selten jemand aus der jnnngen Welt darnach greift, so finde ich, Göcking habe nicht ganz Unrecht gehabt, als er an Bürger schrieb: „Gevatter Bürger! sagt einmal, sind wir nicht brave Thoren, daß wir durch selbstgemachte Qual den schönen Mai verloren?“ u. s. w. Doch — es kann noch eine spätere Zeit kommen, wo alles von der jetzigen vergessene oder verschmähte Wirken jener Männer aus dem zu Schaum aufgepeitschten Seifenwasser der Gegenwart wieder auftaucht und von Neuem leuchtet; und dann brennt doch in mancher stillen unbekannten Zelle jetzt noch ein Lämpchen, vor manchem draußen in der lauten Welt verkehrten Heiligenbild, von treuer Liebe stets mit frischem Oel versehen. —

So bist du, mein theurer Freund, jetzt fromm beschäftigt, dem vergessenen Lavater — denn wer denkt sonst noch an ihn? — ein Denkmal zu stiften, das er mit allen seinen auch wieder lebenswürdigen Schwachheiten doch so sehr verdient, als Mensch und Genie. Hätte er in seinem ganzen Leben nichts geschrieben als seinen heldenmüthigen Brief an Reubel, so verdiente er eine eiserne Säule. Aber die Zeitgenossen lassen seine schöne Marmorbüste im Staube eines dunkeln Zimmers auf der Wasserkirche ruhen, weil sie sich über den Platz nicht verstehen konnten, wo es öffentlich aufgestellt hätte werden sollen, weil die Herren Pfarrer die Peterskirche nicht dazu hergeben wollten, ohne Brief und Siegel dafür zu erhalten, daß ihre eigenen Standbilder nach ihrem Tode auch dort der Verehrung anheimfielen; weil die Vorsteher des Waisenhauses lieber ein paar Kohnköpfe mehr im Garten ziehen wollten, als Lavater's Büste dort hinzustellen; weil ein paar Tausend von der Subscription für das Monument nach Dannecker's Abfertigung noch übrige Gulden seit 30 Jahren unangelegt blieben, keine Interessen trugen, die in so langer Zeit das Kapital mehr als verdoppelt hätten, aus dem ein massiver Tempel hätte aufgeführt werden können, um den zarten carrarischen Marmor vor der Einflüssen unseres wetterwendischen Klimas zu schützen, und weil so manche schöne Regung im Menschen nur ein momentanes Fieber ist, und der Enthusiasmus für einen edlen Mitbürger verraucht



wie ein flüchtiges Strohfeuer. Vor 20 Jahren schon motivirte ich diese Angelegenheit im Interesse der Subscribenten, läutete an allen Glocken fand aber nichts als kalte Herzen und taube Ohren!

In dem Buche, das du *nota bene* solltest binden lassen, wenn ich dir's zurückschicke, weil der Umschlag zerknittert und wellt ist, merkte ich mir deine Bleistiftzüge, und rührte mich wie ein Seufzer das leichte, kaum sichtbare Anstreichen der Stelle: „Außerdem, lieber Herr und Mitbruder im Leiden, spüre ich manchmal auch sehr stark den Mangel eines gegenwärtigen Freundes, von der Art und Beschaffenheit, wie ich jetzt einen nöthig hätte.“ Ach, ja: Das seufze ich auch oft im Stillen, und du bist doch in deinem sonst allerdings ehrenfesten Winterthur allein, wie der Heuel unter den Vögeln!

Daß der gute Sigmund Wagner<sup>1)</sup> in Bern gestorben, wirst du wissen; vielleicht aber nicht — wenigstens erinnere ich mich nicht, dir seither etwas davon geschrieben zu haben — daß ihm vergönnt war, gerade im schicksalichsten Zeitpunkt in ein besseres Leben überzugehen, denn er war gänzlich auf dem Trockenen. Früher war es mir wohlbekannt, daß er in seiner Dekonomie zurückgekommen und kein ererbtes Vermögen besaß. Daß es aber so schlimm damit stand, ahnte mir nicht. Er hatte früher von der Spitalschreiberstelle ein jährliches Einkommen von Fr. 2000. — Dieses verlor er, als die Stelle eingieng, erhielt aber zur Entschädigung dafür von der alten Regierung eine Pension, die ihm von der neuen nach der Revolution entzogen wurde. Er hatte immer aus leidenschaftlicher Liebhaberei eine Menge Kunstsachen und Bücher gekauft, eine Art Handel damit getrieben, aber nie zu seinem Nutzen, und da er früher kränklich gewesen und nie geglaubt, ein höheres Alter zu erreichen, brauchte er nach und nach auf, gerieth am Ende in Schulden und in so große drückende Verlegenheit, daß ihm eine Stelle in dem nämlichen

---

<sup>1)</sup> Franz Sigmund v. Wagner, geb. 1759, gest. 1835. Vgl. die Einleitung, die Sammlung Bernischer Biographien, Bd. I, 177—186 und die Neujahrsblätter der Zürcher Künstler-Gesellschaft für 1889 und 1890.



Spital ausgemittelt werden mußte, an dessen Verwaltung er früher Theil genommen, wohin er aber nicht mehr transportirt werden konnte, indem er um die nämliche Zeit bettlägerig wurde und zum Glück nur wenige Wochen krank gewesen, als ihn der Tod von allen Sorgen befreite. Da er keine Verwandten hatte, legirte er seinen Nachlaß seiner Zunft, welche nun auch das Erbe antritt und damit die Verpflichtung übernimmt, seine Schulden, die sich aber nur auf ein paar hundert Louisd'or belaufen, zu bezahlen, um die Ehre dieses gemeinnützigen Mannes zu retten. Sein Nachlaß besteht bloß in Papier, der schriftliche in einer großen, seit mehr als 40 Jahren gesammelten Anzahl von historischen, mitunter sehr seltenen Materialien, die zwar keinen nominalen Geldwerth, aber doch einen bedeutenden literarischen haben sollen und an gehörigem Ort deponirt, einem Andern höchst nützlich werden können, ein Vorhaben auszuführen, das Wagner immer beschäftigte, ohne daß er damit zu Stande kommen konnte, nämlich eine Geschichte von Bern, wie die Bögeli's vom alten Zürich, zu schreiben. Dann hat er über 40 Mappen voll Zeichnungen, Kupferstiche, radirte Blätter, darunter auch viele Nachzeichnungen gemalter Scheiben, Kostüme und Utensilien aus der Vorzeit hinterlassen, was alles versteigert werden soll, um einen Theil der Schulden zu decken; der Zeitpunkt ist aber ungünstig und Wagner's vorzügliche Liebhaberei war mehr auf niedliche Kleinigkeiten als auf Kunsterzeugnisse im großen Styl gerichtet. Vielleicht befinden sich darunter auch noch Mindische Katzen und Bären, auf die ich gern reflectiren möchte, wenn ich in Bern wäre. Dafür eigens hinzureisen, lohnt sich aber nicht der Mühe, und mit Commissionen ist wenig ausgerichtet. —

Vorige Woche, am fünften, war hier ein Musikfest, in dem die sämtlichen Gesangvereine aus allen Kantonsbezirken in der Stadt zusammentrafen und allerlei Gesänge in der Fraumünsterkirche aufführten, was recht hübsch gewesen sein soll, ich aber nicht gehört habe, weil die Aufführung Vormittags war, wo ich ohne Noth nicht ausgehe und lieber ein Bad nahm. Indessen bekam ich doch noch etwas von der

Festlichkeit zu sehen, indem ich zufällig Nachmittags über den Graben gieng. Sämmtliche Vereine, an welche sich andere Musikliebhaber, auch einige Glieder der Regierung angeschlossen, hatten zwischen 400 und 500 an der Zahl, auf dem Platze vor dem Kasino unter freiem Himmel gespeist und sich eben in bunter Verwirrung und von 600 Flaschen Ehrenwein, den der Stadtrath geschenkt hatte, erwärmt, von der Tafel erhoben und standen in engem Kreis, von Außen von vielen Zuschauern umgeben, um den Bürgermeister Hirzel her, der hochroth kolorirt über alles Volk emporragte und mit dem Glase in der Hand eine Rede hielt, von der ich leider, bloß am Saume der Zuschauermasse verweilend, nichts verstand, die aber voll Salbung und saftigem Witze gewesen sein muß, indem sie öfter durch lauten Beifall und schallendes Gelächter unterbrochen wurde. Die Versammlung glich einem Ordenskapitel, indem die tonreichen Freiheitsöhne sich als solche, sonderbar genug, zum Abzeichen, um überall erkannt zu werden und Eingang zu finden, ein himmelblaues Band mit einer silbernen Leier darauf, gewählt hatten, das sie ganz wie eine sonst verrufene Ordensdekoration im Knopfloch trugen. Auch der große Bürgermeister, wie er dastand, ein wahrer Großmeister, prangte als Leierritter. Die Mitglieder aus den entferntern Bezirken kehrten gleich nach aufgehobener Tafel auf vierspännigen Leiterwagen, die mit Blumen bekränzt waren und vorn ihre Fahnen aufgepflanzt hatten, nach der Heimat zurück. Alle begleitete der große Mann des Volkes, in der einen Hand die Flasche, in der andern das Glas, bis an die Wagen, wo noch auf gute Reize getrunken wurde, und entließ sie dann mit den aus überwallendem Herzen fließenden naiv scherzhaften Epitheten; die nach Bauma abfahrenden: „Adieu, ihr lieben Kellenländer!“ und die Richters- und Wädensweiler: „Adieu, ihr lieben Seebuben!“ Bei jedesmaliger Rückkehr von den Wagen, besonders von einem, der seine Passagiere beim Lindengarten einnahm, bis auf den Platz vor dem Kasino, soll der große Mann mit Flasche und Glas in der Hand sich des Balancirens beflissen haben, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Die Zurückbleibenden lud er dann auf den Abend mit poetischen Worten

zu einem Ball ein, wo so gut mit Stadt- wie mit Landjungfern und Frauen, mit jungen am liebsten getanzet werden solle, und indem er hoffe, daß dereinst im Himmel nicht bloß gebetet, sondern auch gesungen und getanzet werde, so müsse man sich schon auf der Erde darauf vorbereiten und einüben, eins zwei, drei! — Der Herr Regierungsrath und Finanzminister Eduard Sulzer, der sonst nicht musikalisch ist und am Vormittag in der Kirche nicht in die Chöre des Vereins mit eingestimmt hatte, gab doch zum Schluß der Mahlzeit ein Solo zum Besten, indem er den Luzerner Psalm absang, von dem bekanntlich „drei Noten einen Kübel voll geben.“

Wenn ich dir diesen Ostadischen Schluß der Feier zum Spaß beschreibe, so soll damit der überhandnehmenden Verbreitung der Gesangs-  
liebe kein Fleck angehängt werden, indem es doch erfreulicher ist, unser  
Volk singen als brüllen zu hören, und ein Gesangsfest doch besser als  
ein Feuerwerkfest in Uster ist!<sup>1)</sup> — . . . . .  
. . . . .

Zürich, 14. November 1835.

Meine gestrige Sendung mochte kaum mit dem Boten aus der Stadt abgegangen sein, als mir, bloß eine Stunde zu spät, Heim's Biographie zugesandt wurde, die von St. Gallen zurückgekommen war. Ich will keinen Tag verlieren, sie dir zu schicken, weil ich weiß, daß sie dir, mein theurer Freund, Vergnügen machen wird. Sie kommt also als ein Sonntagsgast zu dir. Um ein gutes Buch zu genießen, darf es nicht im Flug gelesen werden; ich pressire dich also nicht damit. Da aber das Buch nicht mein ist und vielen andern Leuten, die darauf begierig sind, versprochen worden, so bitte ich dich, mir den ersten Theil, nachdem du ihn mit Muße gelesen, zurückzuschicken, um einstweilen die Begier folgender

---

<sup>1)</sup> Anspielung auf den 3 Jahre vorher am Ustertag durch fanatisirte Volkshaufen herbeigeführten Brand der Fabrik von Corrodi & Pfister daselbst.

Leser zu beschwichtigen. — Solltest du irgend ein Buch kennen, das über die Lebensverhältnisse der bekannten Sophie Laroche etwas genaue Kunde gibt, so bitte ich dich, mir solches gelegentlich anzuzeigen. Ich möchte gerne nachforschen können, wer ihr Tochtermann Brentano war, der Vater des sonderbaren Persönchens Bettina, die sich an Göthe angeklammert hatte und von der ich dir gestern schrieb. Da die Umstände dem Menschen die Richtung geben, so ist es immer anziehend zu beobachten, wie sie auf sonderbar begabte Gemüther einwirkten, und welche Eindrücke von Vater, Mutter und Familienverhältnissen ihre Entwicklung beförderten.

Die frühe, ungewohnte Kälte macht mich ganz perplex und ich besorge, sie möchte auch dir nicht behagen, wenn du schon in gut geheizter Stube sitzt. Auch ohne zu frieren, werden die Nerven durch Ueberspannung bei solcher Kälte unangenehm affizirt.

Am Martinitag fiengen die Leute in Leibach und Adliswil erst zu wümmen an, weil sie früher keine Hülfe hatten, da alles Volk in die Spinnmaschinen läuft. Auch in Herrliberg und Meilen sind sie noch mit dem Einsammeln beschäftigt. Das mag guten Wein geben; dergleichen gehört in die Chroniken.

Lebe wohl, mein Lieber und sei herzlich von mir begrüßt.

D. H.

Winterthur, 9. November 1835.

Dein langer Brief vom 17. pass. hat mich sehr unterhalten und gefreut. Dank dir, Lieber, Theurer. Ich werde ihn, so gut ich kann, beantworten.

Was du von Wackernagel schreibst, ist erquicklich; er gehört, wie es scheint, nicht zu dem jungen Deutschland, das war mir sehr lieb, zu vernehmen, denn man weiß heut zu Tage nicht, wofür man die Leute ansehen muß. Besser ist es, daß er sich mit dem alten Deutschland abgibt, wenn er es nur nicht bis zum Steckenpferd treibt, worauf die Deutschen so

gerne verfallen. Es gibt auch eine alte Deutschmichelei. . . . .

Der ehrenfesteste Sigmund Wagner ist nun in dem seligen Hospital der Guten, wo es ihm wohl sein mag. So wie du nach seinen Münden begierig bist, so ich nach seinen Wilhelm Stettlers. Aber man kann so etwas nicht kaufen, ohne zu sehen, und das macht die Sache unmöglich.

Erwarte von meinem Lavater nicht ein Ehrendenkmal, nicht ein Éloge, wie z. B. Haller<sup>1)</sup> gemacht, das nur den homo publicus, aber gut, geschildert hat. Ich möchte nur ein bedeutendes, getreues Menschenbild, wie es mir in langer Bekanntschaft erschienen, aufstellen, gleichviel ob es J. C. Lavater oder anders heiße. Bis an die retouche und einen kleinen Anfang bin ich fertig.

Vale, adieu, Gott befohlen!

U. H.

Heiß an Hegner.

Zürich, 13. November 1835.

Fragen aber möchte ich dich, ob du im zweiten Theil seines Faust Zusammenhang, Konsequenz findest. Das erste Fragment vom Faust aus frühester Zeit hat mich, seiner schauerlichen Eigenthümlichkeit wegen, immer angezogen. Als später dieses Nachstück mehr ausgebreitet wurde und in die Länge gezogen und Netsch die schönen Umrisse dazu gezeichnet, kaufte ich mir, bloß der Umrisse wegen, diesen Faust, fand aber Zeugs darin, das mich störte und mir gar abenteuerlich vorkam, wie z. B. das allegorische, verworrene Intermezzo in der Walpurgisnacht, das an Dante's Hölle mahnt, aber doch immer in's niedrig Komische und Gemeine ausartet. — Erst vor wenig Tagen gerieth ich endlich an den zweiten

---

<sup>1)</sup> Karl Ludwig v. Haller. Lavater als Menschenfreund. Weimar 1801. Denkmal der Wahrheit auf J. C. Lavater. Weimar 1801.

Theil des Faust, der nach Göthe's Tod erst in den nachgelassenen Werken erschienen und den ich bisher noch nie gelesen. Aber ich kam damit nicht bis zum Ende, der Gallimathias, wenn auch mitunter schön versificirt, ekelte mich an, und nur ein flüchtiger Blick auf den Schluß, wo Faust im Gnadenkärrlein zum Himmel gefahren wird, zeigte mir, daß Göthe Gnade für Recht widerfahren und den Sünder Barmherzigkeit finden ließ. — Ich bin vielleicht nicht fein genug, um versteckten Sinn in diesem Mischmasch von biblischen, mythologischen und neuästhetischen Figuren aufzuwittern, fühle aber nicht den geringsten Trieb in mir, mich zu quälen, daß mir der Verstand aufgehe. Aber wissen möchte ich doch gern, ob dir diese Schlüssel mundet oder ob du sie etwa auch bei Seite geschoben. Wenn mir so Vieles aus Göthe's früherer Zeit, — eh' ihn Hofluft und Weihrauch so berauscht, daß er sich nicht scheute, Alles von sich zu geben, was ihm durch den Kopf ging — nicht so lieb wäre, würde ich mich nicht so sehr über seine Aberrationen ärgern.

Wenn ich oben sagte, daß ich mich gerade jetzt viel mit ihm beschäftige, so ist es mit Lektur des höchst kuriosen Buches: Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde, in dem aber das Kind fast allein vernommen wird. Dieses Kind ist eine Enkelin der Sophie La Roche, Bettina Brentano, das in einem Kloster erzogen, früh reif geworden, mit überschwenglicher Phantasie sich in Göthe's Schriften vertieft, sich 13jährig den Verfasser als einen Gott zum Idol wählt, durch seine Mütter in Frankfurt mit ihm in Beziehung kommt und ihm nun Briefe schreibt — die man lesen muß, um sich einen Begriff zu machen, was in diesem seltenen Köpfchen spukte. Ich denke, diese drei Bände werden dir früher oder später auch zu Gesicht kommen. Ich bin jetzt gerade am zweiten und will dir nicht vorgreifen mit irgend einer Andeutung auf den Inhalt. Nur muß ich bemerken, daß Göthe sich in seinem Verhalten gegen das Kind konsequenter zeigt, als ich es von ihm erwartet hätte, und es eher von sich abwehrt, als sich ihm unbedingt ergibt. Daß ihm aber eine solche Adulation heimlich gar süß schmeckte, läßt sich überall errathen. Diese Bettina Brentano heiratete später den bekannten nun verstorbenen Belletristen von



Arnim — und jedem, der die Briefe an Göthe in die Hand nimmt, muß zuvor gesagt werden, was ich von mehreren Seiten vernahm und mir auch unlängst durch Wackernagel bestätigt wurde, daß dieses Feuer-  
teufelein als Gattin gar nichts von sich reden machte und nun als  
Wittwe ihre Knaben ganz vortrefflich erziehen soll. . . . .

. . . . . Es überraschte mich freudig, zu  
vernehmen, daß du mit Lavater so viel als fertig bist; ich glaubte dich  
noch nicht so weit vorgerückt. Eine Eloge erwarte ich nicht, ein solches  
ist immer einseitig und riecht nach Golbanum. Gerade in seinen Schwach-  
heiten war Lavater oft am liebenswürdigsten, und weil er ein so viel-  
seitiges Menschenkind war, muß seine originelle Eigenthümlichkeit auch  
von allen Seiten beleuchtet werden, das du gewiß mit der Fabel der  
Wahrheit gethan hast und mit gebührender Schonung, das Licht nicht  
überall gleich nah und in jeden Winkel zu stellen. Wäre es nur nicht Winter  
geworden, so käme ich zu dir heraus, um etwas zu kosten, aber ich habe  
mich über den Herbst in der Trotte erkältet und sitze schon in die dritte  
Woche mit Husten daheim, den auch meine Frau hinter Glas und  
Rahmen bekommen hat. So leben wir gar einsam beisammen und  
Abends, so viel es der Husten erlaubt, lese ich ihr vor. . . . .

. . . . .

Hegner an Heß.

Winterthur, 15. November 1835.

. . . . . Mir ist es mit dem  
zweiten Faust gegangen wie dir; ich konnte aus dem phantastischen Wirr-  
warr kein Ganzes herausbringen und legte das Buch für immer weg.  
Mich dünkt unter allem, was schon über Göthe geschrieben worden, ist  
er doch nicht ganz aus dem wahren Standpunkt erfaßt worden. Er hatte  
zwei sehr differente Perioden, vor und nach Italien; aus der ersten  
flossen die herrlichsten seiner Werke, seine Jugenderzeugnisse. — Er  
glaubte dann in Italien erst den wahren Geschmack zu finden, litt Schaden

an seinem Genie, davon zeugt schon sein Wilhelm Meister, dessen erster Theil er früher schrieb; was später hinzukam, hat schon nicht mehr das frische Leben. Wie nichtsagend ist die Geschichte mit Lotario und Consorten. — So der erste Faust, wo die später eingerückten Phasen von Bloßberg u. s. w. schon weniger Geist und Geschmaç verrathen. — So die technisch schöne und dramatisch langweilige natürliche Tochter; die Umarbeitung des Götz von B. — die Fortsetzung von Wilhelm Meister's Wanderjahren, und alles je später je geringer. . . . .

Heß an Hegner.

Zürich, 7. Dezember 1835.

. . . . . Dein Urtheil über Göthe bestätigt das meine, das ich mir fast nicht auszusprechen getraut hätte. Diesen allerdings auch seltenen Mann hatte das Glück übermüthig gemacht. Ich lese jetzt wieder seine Wahrheit und Dichtung durch; ergöze mich an so viel trefflich lebendigen Schilderungen und ärgere mich mitunter, wie er so oft von seiner erklimmenen Höhe fast geringschäßig auf seine bessere Zeit hinabschaut. —

Ich wurde durch die Fafeleien der Bettina, die du nicht lesen magst, was ich dir auch nicht verdenke, wieder auf ihn geführt. . . . .  
. . . . .

Zürich, 5. Mai 1836.

. . . . . Gestern sah ich L. Vogel<sup>1)</sup> seit vielen Wochen zum erstenmale wieder, und er schien mir etwas weniger gedrückt als früher. Die Zeit wird auch ihren Balsam spenden

---

<sup>1)</sup> Vogel hatte am 25. Juni 1835 seine Gattin verloren, über welches traurige Ereigniß Heß unterm 27. Juni sehr ausführlich in theilnehmendster Weise an Hegner berichtet hatte.

müssen. Er hatte soeben eine große, sehr ausgeführte Zeichnung in Gouache vollendet, die, ein Schwingerfest vorstellend, als Seitenstück zu seiner Freiburger Kirchweih dienen soll. Nun will er endlich Zwingli nach Kappel abreisen lassen. In zwei Jahren wollen wir fragen, ob er sich zu Pferde gesetzt habe. . . . .

Hegner an Heß.

Winterthur, 21. September 1836.

Ich weiß nicht, wo du jetzt bist, lieber Heß, aber du magst sein, wo du willst, so bist du in meiner lieben Erinnerung. Vielmal danke ich dir für die liebevolle Weise, womit du mein Buch aufgenommen; wollte der Himmel, es dächte Jedermann so! Ich weiß wohl, daß es ein gewagtes Unternehmen war, aber wenn Lavater gemalt sein mußte, mußte es mit wahren Farben sein. Man hat so viel Ehrendenkmale auf ihn, Panegyriken, die viel Gutes, nur nicht die wirkliche Wahrheit enthielten und vergessen und wenig beachtet werden; sogar in seiner Vaterstadt hört man wenig oder ungern von ihm sprechen; im großen Publikum war er fast vergessen. Das ärgerte mich schon lange; ich glaubte durch ein wahres Bild helfen zu können. Er sagte oft selbst, daß man in einem wahren Bilde keine Warzen auslassen dürfe, nun hat er auch diese. Was schaden sie aber, wo Schönheit vorherrscht. —

Freilich sind die Lavaterianer, die Anhänger des so oft getäuschten, nicht zufrieden, wie alle Jünger, wenn man dem Meister widerspricht. Aber wer kann diese befriedigen, die nur blinde Veneration wollen. Ich habe das Buch sogleich an Louise Lavater geschickt und von ihr freilich mißbilligende Bemerkungen, aber auf die edelste und freundschaftlichste Art vorgetragen, erhalten. Es ist ganz natürlich, die liebende Tochter ist gewohnt und kann nicht mehr anders, den Vater im Glanze eines Heiligenscheines zu betrachten, und fränkt sich daher mehr über das wenige vermeinte Nachtheilige, als über das überwiegend Gute und bedenkt nicht, wie vieles vom ersten ich weggelassen. — Nur keinen Nimbus, der

steht keinem Menschenkinde wohl an! Ich wollte, wenn du etwas hörtest, das nicht zu fraß ist, du thätest es mir zu wissen. —

So viel in Eile. Ich grüße dich von Grund des Herzens.

U. H.

Hefß an Hegner.

Zürich, 9. Dezember 1836.

. . . . . Nun aber zu etwas Anziehenderem:  
Hast du „Die Enkel Winkelried's, Epische Dichtung von Salomon Tobler<sup>1)</sup>“ schon zu Gesicht bekommen? Mir scheint, ich habe lang keine so schönen, fließenden Verse gelesen. Schade, daß man aus dem Titel gar nicht auf den Inhalt schließen kann; es ist der Kampf der Unterwaldner gegen die Franzosen im September 1798. Follen und ein gewisser Werner (von Straßburger), Hofmeister bei Benzeln, verleiteten ihn, den frühern einfachern Titel gegen diesen gesuchten und undeutlichen zu vertauschen. Sie hatten ihm auch allerlei in das Gedicht hineinkorrigirt, was er aber weislich ausgemerzt und seine eigenen frühern Worte wiederhergestellt hat. — Solltest du dieses Werk, an dem der bescheidene, stille Landpfarrer zwölf Jahre lang gearbeitet hat, noch nicht gelesen haben, so gib mir einen Wink und ich schicke dir's, sobald ich es einmal durchgelesen, indem ich ihm versprochen mußte, ihm meine Bemerkungen darüber motivirt mitzutheilen. . . . .

Hegner an Hefß.

Winterthur, 20. Januar 1837.

. . . . . Tobler's „Enkel Winkelried's“  
machen mir viel Vergnügen. Ich bewundere seine Leichtigkeit und Reinigkeit der Versifikation und bin ganz erstaunt darüber. Ich habe aber

---

<sup>1)</sup> Salomon Tobler, geb. 1794, gest. 1875. Vgl. die Schilderung seines Lebens und Dichtens im Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1878.

bis jetzt nur drei Gefänge durchlesen können und werde, wenn du es erlaubst, das schöne Gedicht noch 14 Tage behalten. Ueber den Inhalt werde ich noch nicht urtheilen, bis das Ganze gelesen ist. Bis anhin mußte ich den Dichter oft mit Lucanus<sup>1)</sup> vergleichen.

Maler Hitz hat hier ziemlich viel Arbeit, malt gut und treffend aber unendlich langsam.

Winterthur 30. Januar 1837.

Dir, mein Lieber, und dem werthen Herrn Doctor Meyer sei mein verbindlichster Dank gesagt für die Mittheilung der literarischen Zeitung. —

Sie enthält eigentlich mehr eine Recension Lavater's, als meines Buches und ist mit dem Berlinismus erfüllt, der Lavater ungünstig war und gegenwärtig mehr als je sich ausbläht. Die Wahrheit ist nicht in ihm, weil er nicht den Geist des Menschen, sondern nur den Geist der Zeit erkennt und in ihm lebt.

Den Namen eines Propheten hat Göthe dem Lavater beigelegt, und was der leichtsinnige Göthe sagt, gilt jetzt noch für eine Norm der Anschauung. Gott lästern ist eine Kleinigkeit und wird wohl gar ästhetisch gebilligt, aber Göthe tadeln ist Blasphemie und wird verdammt. Ich tadele Göthe nicht, aber das *servum pecus* seiner Nachahmer. —

Winterthur, 1. Februar 1837.

Hier mit Dank die begeisterten und begeisternden Nidwaldner Stenzen zurück, deren Lesung mir vergnügte Abende gemacht. Außer dem bewunderungswürdigen Wohlklang der Verse und dem Reichthum der Diction

---

<sup>1)</sup> Epischer Dichter aus der Zeit Nero's, der ihn erst begünstigte, dann aber aus Neid über den von ihm erworbenen Ruhm unter Vorwänden zum Tode verurtheilte. Sein Hauptwerk ist die „Pharsalia“ betitelte Schilderung des Krieges zwischen Cäsar und Pompejus.

hat mich auch die ächte schweizerische Darstellung und Phantasie erbaut Einzelne schöne Stellen hätte der größte Dichter nicht zierlicher ausgedrückt. — Warum ich den Verfasser anfänglich dem Lucan verglichen, kommt daher, weil mir das Ganze mehr eine unvergleichliche poetische Erzählung, als eine eigentliche Epopoie zu sein dünkte, die ohne episodische Schilderungen und Verwicklungen in einem fort geht. — Ueber alles schön ist auch die Vergeltung am Ende des letzten Gesanges. — Das ist ein Kopf, der der Schweiz Ehre macht und Ehre machen wird.

An einigen Orten scheinen mir die Bilder, so wahr und aus der Natur genommen sie sind, doch fast zu gehäuft. Ich mag Unrecht haben, aber ich muß doch etwas tadeln. . . . .

31. Oktober 1837.

Theurer Freund! Dich einmal unvermuthet hier zu sehen, etwa auf einem Besuch in Nickenbach bei Frau Burckhardt, war meine heimliche Erwartung. — Aber Herr Doktor Meyer, der mich mit seinem Besuch erfreute, hat mir noch nicht die gewünschten Nachrichten einer freudigen Besserung gebracht, welche im Stande hätte sein können, dich auf die Beine zu bringen. Um doch ein Lebenszeichen von mir zu geben, gab ich ihm den Abdallah mit, und es freute mich, daß du ihn freundschaftlich aufgenommen hast, wie ich aus deinem Brief ersehen, mehr erwarte ich auch nicht, denn auch der Geist ist bei dem Alten nur noch ein glimmender Docht. — Aber solche kleine Compositionen sind für mich eine medicinische Nothwendigkeit, um mich vor gänzlichem Verrauchen zu schützen. Nicht nur habe ich eine große halbmystische Geschichte *Gerusalemme Liberata* im Kopfe, sondern zum Theil schon angefangen, wovon diese kleinen Erzählungen nur herausgeschobene Bruchstücke sind. Sie in Verse zu bringen, habe ich aber nicht die Kraft, sondern muß mich einer Prosa, ungefähr wie Fenelon im *Télémaque* (nur nicht so gut, versteht sich) bedienen. —



Manches Geheimnißvolle in dem Charakter der Männer hängt mit dem Ganzen zusammen und wird dadurch erläutert. — Alles aber, glaube meiner Versicherung, ist nur ein Spiel für müßige Stunden, ein Zeitvertreib, Schwachheit, und soll ja nicht für etwas mehr bedeutendes angesehen werden. Auch mein Lesen beschränkt sich nur noch auf Briefe von Gelehrten und auf französische Memoires. Gerade jetzt habe ich ein merkwürdiges Buch dieser Art, *Souvenirs de la Marquise de Crequi* in 7 Bänden absolvirt, das zwar mit aristokratischer Leidenschaft, ungeheurem Adelsstolz und katholischer Hofverblendung geschrieben, aber doch das aufrichtigste und gescheideste Buch dieser Art ist. Ich hatte es aus der Heizischen Leihbibliothek. . . . .

Winterthur, 10. August 1838.

. . . . . Vogel's Wilh. Tell ist gar nicht übel gerathen, ich hätte nicht geglaubt, daß Gonzenbach<sup>1)</sup> es herausbrächte. — Lips (der jüngere) hätte es nicht so gekonnt.

Von Wolfensperger<sup>2)</sup> habe ich durch Herrn Zeller im Balgrist erzählen hören. Recht gut! Aber bloße Wasserfarben, die nicht halten?

Maler Weidenmann<sup>3)</sup> könnte noch was werden, wenn der Leichtsinns aus ihm gewichen. Er hält sich jetzt in Algier und Constantine auf und sammelt Studien. Er steht nun auf dem Scheidewege, es muß sich bald zeigen. — . . . . .

Heß an Hegner.

Zürich, Samstag 8. September 1838.

. . . . . Wir hatten hier eine Ausstellung, die mir sehr anziehend war. Wolfensperger von Rüschikon, der

---

<sup>1)</sup> Carl Arnold Gonzenbach von St. Gallen geb. 1806, gest. 1885.

<sup>2)</sup> J. J. Wolfensperger von Rüschikon, geb. 1797, gest. 1849. Siehe Neujahrsblatt der A. u. G. f. 1854.

<sup>3)</sup> J. Casp. Weidenmann, geb. in Winterthur 1805, gest. 1850.

die Aquarellmalerei in der hiesigen Füssli'schen Kunsthandlung erlernt hatte, wurde als Colorist nach Neapel berufen und arbeitete dort mit Wilhelm Huber, mit dem er sich aber bald entzweite, worauf er, erst noch in Neapel und dann in Rom, sich allmählig und meist aus eigener Kraft, immer weiter ausbildete und sich eine großartige Behandlung der Aquarellmalerei aneignete. Auf einer Reise nach dem Orient, wo er in der Türkei und in Griechenland 6 Jahre verweilte, verfertigte er nach der Natur eine große Zahl mehr und minder vollendete Gemälde von den merkwürdigsten Gegenden, deren glückliche Auswahl und genialische Auffassung gleich bedeutend ist. Diesen Sommer kam er über Neapel mit mehr als 400 solcher klassischer Blätter hier an, um damit nach Paris, London und Petersburg zu reisen. Seine Freunde veranstalteten eine Ausstellung auf der Meisen, wo aber der beschränkte Raum nur den vierten Theil schaubar zu machen gestattete. Es befanden sich darunter 17 verschiedene Vorstellungen von Pompeji, die er schon vor seiner Reise nach dem Orient verfertigt hatte; große Ansichten von Constantinopel und dessen Umgebungen, eine von der Ebene von Troja, dem ganzen Schauplatz der Ilias — andere von den ionischen Inseln, besonders mehrere von Ithaka; vorzüglich aber von allen klassischen Gegenden Griechenlands, von Athen und allen dortigen alten Monumenten. So etwas läßt sich nicht wohl beschreiben, und ich bereue es, dir nicht Kunde davon gegeben zu haben; vielleicht hättest du dich bewegen lassen, eigens herzukommen, um diese Bilder zu sehen, durch die man sich in jene Gegenden selbst versetzt glaubte. — . . . . .

Zürich, 7. Februar 1839.

. . . . . Das Straußenei<sup>1)</sup>, welches Erziehungsrath und Regierung in die Kirche gelegt haben, wird ohne

---

<sup>1)</sup> Die am 26. Januar durch den Erziehungsrath beschlossene und am 2. Februar durch den Regierungsrath bestätigte Berufung des Dr. D. F. Strauß zum Professor der Theologie.

Zweifel in Winterthur so viel, wie in Zürich, besprochen werden. Mir scheint das Bekenntniß, das die Mehrzahl des großen Rathes bei dieser Gelegenheit abgelegt hat, schlimmer als die Sache selbst<sup>1)</sup>. Immerhin ist es ein großer Mißgriff, welcher der Hochmuthsschule bedeutend schaden wird, wenn nämlich Strauß den Ruf annimmt, und er wird in die Kategorie von Oken gehören, und wie dieser, mit einer von der allgemeinen abweichenden Tendenz alleinstehen, da ihm kein anderer zur Seite stünde, der ihm das Gegengewicht halten könnte. Es heißt aber, es soll eine Subscription eröffnet werden, um einen recht orthodoxen Lehrer der Dogmatik herkommen zu lassen, und Schönlein, dem das alles, was uns sehr ernst erscheint, großen Spaß macht, soll sich zu einem jährlichen Beitrag von Fr. 40 verpflichtet haben, unter der ausdrücklichen Bedingung aber, daß ein entschiedener Hengstenberger beschickt werde. Immerhin bleibt es noch problematisch, ob Strauß den Ruf annehmen werde, es ist zwar zu vermuthen, es sei alles vorläufig mit ihm abgeredet worden, da der lange Hirzel letzten Herbst in Ludwigsburg seine persönliche Bekanntschaft gemacht und viel mit ihm verkehrt hat; allein Keller hat sich vernehmen lassen, Strauß werde schwerlich herkommen wollen, wenn er nur eine Ahnung davon habe, was hier auf ihn warte. Das Schlimmste, das auf ihn wartet, möchte wohl das sein, daß er sich zum Werkzeug unserer Radikalen sollte brauchen lassen. Es erscheinen mehrere Caricaturen, wozu der Name willkommenen Stoff gibt. Wäre ich jünger und besser aufgelegt, so hätte ich auch mit Fragen und Epigrammen aufwarten können. Es würde mich sehr freuen, gelegentlich zu vernehmen, wie du dich über diesen Gegenstand aussprichst. — . . .

. . . . .

---

<sup>1)</sup> Die anläßlich der Berufung von Dr. Strauß gestellte Motion des Antistes Füssli, es möchte bei Berufung von Dozenten der Theologie den kirchlichen Behörden ein Einfluß gewährt werden, war am 31. Januar nach lebhafter Berathung mit 98 gegen 49 Stimmen als „unerheblich“ abgelehnt worden.

Hegner an Heß.

Wintertthur, 17. Februar 1839.

. . . . . Das Straußische Gewitter hat sich auch zum Theil hier drohend gezeigt, und Neben, vor deren Unsinn man die Ohren zuhalten möchte, sind eine Folge der Exaltation sogenannter Gläubiger und antichristlicher Wuth radikaler Ungläubiger. Es wird eben heut zu Tage alles zu Partei, und Eigennutz ist die Triebfeder, der man nur schöne Namen gibt. Wie kläglich sieht es jetzt in der Schweiz aus!

Eine Caricatur, wo der lange aber nicht große Hirzel vor dem Strauß kniet, habe ich einem Freunde, den du am besten kennst, zugeschrieben — und glaube es jetzt — die Sache ist gut und wohl gedacht. Eine andere wahrscheinlich von entgegengesetzter Seite kenne ich nur aus der Beschreibung. —

Ich muß enden, weil es Postzeit ist. —

Inniger Gruß und Freundschaft.

H. H.

Heß an Hegner.

Beckenhof, 23. Februar 1839.

. . . . . Die Straußische Geschichte gewinnt einen immer breitem Fuß, und die Regierung soll in der peinlichsten Verlegenheit sein, zumal vorgestern erst die offizielle Annahme von Strauß angekommen ist, während heimlich gehofft wurde, er werde absagen, da ihm auf mittelbarem Wege alle Druckblätter zugesandt wurden, die sich heftig gegen seine Anstellung ausdrücken.

Lebe wohl, mein herzlich geliebter Freund

dein

H. H.

Hegner an Heß.

Winterthur, 14. April 1839.

. . . . . Von Ziegler habe ich zwei Briefe aus Rom bekommen. Er lebte auf einem freundschaftlichen Fuße mit Zeller, dem man jetzt die Vernünftigkeit der neuen Rationalität beibringen will, von Zürich aus. — Ich habe davor gewarnt. Sein Gemälde<sup>1)</sup> kommt in eine Kirche auf dem Lande, wo noch auf Religiosität im alten Sinne gehalten wird und stellt eine Verklärung vor und will man, er solle alles Mystische weglassen. Man muß geistreichen Künstlern nicht zu viel einreden, sondern sie machen lassen; solche philosophische Abstinenzen machen sie nur kalt. —

Der Brief muß abgehen, sonst möchte ich noch manches sagen.

Dein getreuer

U. H.

Heß an Hegner.

Zürich, 19. April 1839.

Mein verewigter Freund Johannes Büel, der aus Liebhaberei zwanzig Jahre lang Landschullehrer war, hatte aus der Summe seiner Erfahrungen im Jahr 1801 in der Steiner'schen Buch- und Verlags-handlung zu Winterthur ein Büchlein drucken lassen: „Was soll in den Landschulen der Schweiz gelehrt und nicht gelehrt werden?“ Es ist wohl das Beste, was über diesen Gegenstand gesagt werden kann, und auch für die jetzige Zeit noch passend. Aber das Büchlein ist längst vergriffen und vergessen. Verschiedene Männer, die sich für diesen wichtigen Gegenstand interessieren, darunter auch ein Mitglied des Erziehungsrathes, denen ich das Büchlein zum Lesen gab, das sie gar nicht kannten, waren mit

---

<sup>1)</sup> Es ist das Bild gemeint, welches die Neumünsterkirche ziert.

mir darüber einig, es wäre ein Glück, wenn gerade dasjenige Maß und Ziel, das darin anempfohlen ist, auch jetzt wieder gehalten werden könnte. Somit glaube ich, eine neue Auflage dieser Schrift würde bei dem gesunden Theil des Volkes, das sich jetzt für diesen Zweck vereinigen möchte, Anklang finden, Gutes stiften und Abgang finden. — Ich war daher auf dem Punkt, an die Steiner'sche Buchhandlung zu schreiben und sie in ihrem eigenen Interesse einzuladen, eine solche neue Auflage zu veranstalten, als mir einfiel, es sei nöthig, vorher in Erfahrung zu bringen, wer dieser Buchhandlung jetzt vorstehe, und welchen Glaubens der Mann sei. Gehört er zur radikalen Partei, so würde er die Sache von der Hand weisen, im entgegengesetzten Fall hingegen wohl auf den Vorschlag eingehen. —

Verzeihe, daß ich dir Mühe mache. Der wechselnde Frühling greift mich noch immer an, und ich fühle mich ganz matt.

Lebe wohl! Von Herzen dein treu ergebenster

D. H.

Zürich, 5. August 1839.

. . . . . Es that mir sehr leid, dich, mein herzlich geliebter und verehrter Freund, am Donnerstag so leidend abreisen zu sehen und ich wünsche sehr, wenn auch nur mit wenig Zeilen, von dir vernehmen zu können, daß du dich seither von deiner, bei der Hitze so ermüdenden Fahrt wieder vollkommen erholt habest. Ich bin seither auch immer matt und *low spirited* und vermag kaum den Ansprüchen jedes Tages zu genügen. Mir scheint, du seiest noch ein Held gegen mich.

Lebe wohl Lieber. Von Herzen dein treu ergebener

D. H.

Hegner an Hef.

Winterthur, 7. August 1839.

. . . . . Ich erhole mich ganz langsam, kann aber wenig thun.



Mitfolgend ein paar Hefte Sioniten. Nimm um's Himmels Willen vorlieb! Einiges Detail mag erträglich sein, aber das ganze von zu hohem Standpunkte hergenommen, und ich bin nicht im Stande, es auszuführen, wie ich mir dachte. Daher lasse ich jetzt alles liegen und bekümmere mich gar nicht mehr darum. Also Nachsicht mit dem höchst unvollkommenen Versuch!

Gruß und alles Gute von deinem treuen Freunde

U. H.

Winterthur, 14. Oktober 1839.

. . . . . Gute Besserung. Wir sind halt alle arme Tröpfe.

Dein

H.

---

Hegner starb am 4. Januar 1840. Sein treuer Freund im Beckenhof folgte ihm am 11. April 1843.

R. I. P.

